

Fiktionale Terme¹

Erasmus MAYR (München)

I.

Wie können Sätze, die fiktionale Terme enthalten, wahr sein?² In Gestalt dieser Frage beschäftigt Platons Problem mit dem Nichtseienden die analytische Philosophie noch heute. *Prima facie* sind wir mit einem Paradox konfrontiert: wir halten einen Satz wie

(1) Sherlock Holmes ist berühmt

für wahr, aber wie kann man von etwas, was es gar nicht gibt, sagen, dass es berühmt ist? Diesem Paradox wird man insbesondere dann Bedeutung beimessen müssen, wenn man die drei folgenden Annahmen Freges (oder ihnen entsprechende) teilt, dass (i) es die semantische Funktion eines Namens ist, einen Gegenstand, der seine ‚Bedeutung‘ (Referenz) ist, zu bezeichnen³, (ii) der Ausdruck ‚Sherlock Holmes‘ in Satz (1) keinen Gegenstand bezeichnet, weil es Sherlock Holmes nicht gibt, und (iii) der Wahrheitswert eines Satzes funktional von der Bedeutung seiner semantisch relevanten Bestandteile abhängt. Annahme (i) ist die intuitiv naheliegendste Auffassung von der semantischen Funktion von Namen; aber auch wenn man die Namen der natürlichen Sprachen à la Russell als Abkürzungen für Kennzeichnungen behandeln würde, bliebe unsere Ausgangsfrage unbeantwortet, weil bei einer solchen Behandlung ein Satz wie (1) immer den Wahrheitswert Falsch erhielte.⁴ Und Annahme (iii) ist eine der grundsätzlichen Annahmen einer logisch orientierten Sprachphilosophie in der Nachfolge Freges. Aber wie lassen sich (i) – (iii) mit unserer Intuition vereinbaren, dass der Satz (1) wahr ist?

Philosophen, die trotz dieser Schwierigkeiten davon ausgehen, dass Sätze mit fiktionalen Termen wahr sein können, lassen sich im Wesentlichen zwei Richtungen zuordnen. Die erste lehnt Annahme (ii) ab und geht davon aus, dass Sherlock

¹ Für hilfreiche Hinweise danke ich Herrn Dr. Johannes Hübner.

² Zur Terminologie: Ein fiktionaler Diskurs ist das, was ein Dichter, Erzähler etc. innerhalb und gemäß den Regeln einer sprachlichen Praxis – in der Terminologie Wittgensteins eines ‚Sprachspiels‘ – der Art ‚ein Märchen erzählen‘, ‚einen Roman schreiben‘ etc. äußert. ‚Fiktive Gegenstände‘ nenne ich die Gegenstände, die in einem fiktionalen Diskurs auftreten, ohne in der Wirklichkeit zu existieren. ‚Fiktionale Terme‘ sind Terme, mit deren Hilfe wir von solchen Gegenständen sprechen.

³ Trotz der damit verbundenen Abweichung vom alltäglichen Verständnis dieses Ausdrucks werde ich im Folgenden ‚Bedeutung‘ wie Frege im Sinne von ‚Referenz‘ verwenden.

⁴ Denn wenn z. B. ‚Sherlock Holmes‘ die Kennzeichnung ‚ $\iota x (P x)$ ‘ abkürzen soll, dann müsste (1) als ‚ $\exists x [P x \wedge \forall y (P y \leftrightarrow y = x) \wedge Q x]$ ‘ analysiert werden, und erhielte daher, weil es kein x gibt, das $P(x)$ erfüllt, den Wahrheitswert Falsch.

Holmes zwar nicht existiert, es aber einen nichtexistierenden Gegenstand Sherlock Holmes gibt; diese Position, die auf Alexius Meinong zurückgeht und insbesondere durch die Arbeiten von Terence Parsons wiederbelebt worden ist, wird gewöhnlich als ‚Meinongianismus‘ bezeichnet.⁵ Ich werde mich hier nicht mit dieser Position beschäftigen – weil mir der Meinongianismus aus demselben trivialen Grund falsch zu sein scheint, aus dem ihn die meisten seiner Gegner für falsch halten: dass es nämlich keine Entitäten gibt, die nicht existieren.

Die zweite Richtung lehnt dagegen die Annahme fiktiver Entitäten ab und erklärt die Möglichkeit, mit Sätzen wie (1) etwas Wahres zu sagen, damit, dass Sätze mit fiktionalen Termen als verkürzte Wiedergaben von Sätzen zu verstehen sind, deren Verständnis keinen Bezug auf fiktive Entitäten voraussetzt (sog. Standardauffassung). Für den Vertreter dieses Ansatzes, der in der Nachfolge Freges steht, stellt sich daher die Aufgabe, Sätze wie (1) so zu paraphrasieren, dass der scheinbare Bezug auf fiktive Entitäten eliminiert wird. Ich werde im Folgenden einen neuen Vorschlag zur Paraphrase von Sätzen mit fiktionalen Termen machen; den Ausgangspunkt dafür werden einige Sätze bilden, die den Vertretern der Paraphrasestrategie besondere Schwierigkeiten bereiten.

II.

Zunächst wollen wir aber einen Blick auf die Mittel für die Paraphrase der fraglichen Sätze werfen, die dem Anhänger der Standardauffassung durch Freges Überlegungen an die Hand gegeben sind. Zwei Punkte sind dabei für uns von Interesse. Zunächst nimmt Frege an, dass es uns beim Erzählen oder Anhören bzw. Lesen von Märchen, Theaterstücken, Romanen etc. nicht um die Wahrheit der in diesen Texten enthaltenen Aussagen geht. „Beim Anhören eines Epos fesseln uns neben dem Wohlklänge der Sprache allein der Sinn der Sätze und die davon erweckten Vorstellungen und Gefühle. Mit der Frage nach der Wahrheit würden wir den Kunstgenuß verlassen und uns einer wissenschaftlichen Betrachtung zuwenden.“⁶

Folgerichtig war Frege der Auffassung, dass das, was der Erzähler des Epos sagt, nicht als Behauptung zu verstehen ist: auch wenn er einen Behauptungssatz ‚p‘ ausspricht, so behauptet er nicht, dass p, denn er macht von ‚p‘ keinen assertorischen Gebrauch. In dieser Einschätzung stimmen die meisten Philosophen mit Frege zu Recht überein; denn offensichtlich will der Erzähler eines Märchens seinen Zuhörer nicht von der Wahrheit des von ihm Gesagten überzeugen. Wir können daher konstatieren, dass sich unsere Ausgangsfrage für Sätze mit fiktionalen Termen *innerhalb* des fiktionalen Diskurses nicht stellt, weil diese Sätze weder wahr noch falsch sind.

Damit wird auch die Art der Verwendung von fiktionalen Termen durch den Dichter verständlich: ebenso wie er, wenn er einen Aussagesatz gebraucht, diesen nicht assertorisch verwendet, sondern nur so tut, als würde er eine Behauptung

⁵ Vgl. Parsons (1980).

⁶ Frege (1974), 48.

aufstellen, gibt er sich, wenn er einen fiktionalen Term verwendet, auch nur den Anschein, als würde er damit auf einen Gegenstand Bezug nehmen: er verwendet diesen Term „quasi-referentiell“⁷. Dies erklärt, warum der Erzähler des Märchens mit dem Term ‚Rotkäppchen‘ auch dann nicht auf etwas Bezug nehmen würde, wenn es tatsächlich, ohne sein Wissen, ein Mädchen gegeben hätte, dem alles passiert ist, was in dem Märchen von Rotkäppchen erzählt wird.

Die zweite für uns wichtige Überlegung Freges hat für die Vertreter der Standardauffassung den Ansatzpunkt für eine Paraphrase der übrigen Sätze mit fiktionalen Termen geliefert.⁸ Denn auch für Frege sind nicht alle solchen Sätze ohne Wahrheitswert, da wir Terme in bestimmten Kontexten verwenden können, ohne über ihre gewöhnliche Bedeutung zu sprechen. Dies gilt für alle diejenigen Fälle, wo ein Term in einem Nebensatz auftritt, dessen Bedeutung kein Wahrheitswert ist, sondern – in der Terminologie Freges – der dadurch normalerweise ausgedrückte Gedanke. (Der Gedanke ist für Frege der Sinn eines Satzes; der Sinn ist diejenige einem Ausdruck ‚a‘ zugewiesene semantische Größe, die als „Art des Gegebenseins“⁹ der ‚a‘ zugewiesenen Bedeutung eindeutig diese Bedeutung – soweit vorhanden – bestimmt. Bei einem Satz ist diese Bedeutung für Frege ein Wahrheitswert.) Der Gedanke des Nebensatzes hängt nun nicht davon ab, welche gewöhnliche Bedeutung seine semantisch relevanten Bestandteile haben – also bzgl. der Terme, welche Gegenstände sie bezeichnen –, sondern von den gewöhnlichen Sinnen dieser Ausdrücke; daher haben auch diese Ausdrücke in der indirekten Rede eine ungerade Bedeutung, „welche mit dem übereinstimmt, was gewöhnlich ihr Sinn ist“¹⁰.

Auch wenn man Freges Auffassung vom Sinn von Ausdrücken nicht teilt, wird man das Ergebnis dieser Überlegungen für die Frage nach der Wahrheitsfähigkeit von Sätzen mit fiktionalen Termen teilen: Wenn ein Term in einem Nebensatz vorkommt, bei dem es für den Wahrheitswert des Satzes nicht darauf ankommt, ob das, was der Nebensatz ausdrückt, wahr ist oder nicht, dann kann der ganze Satz unabhängig davon wahr sein, dass dieser Term referiert. Denn die semantische Rolle, die der Term in diesem Satz spielt, ist nicht die, einen Gegenstand zu bezeichnen, von dem etwas ausgesagt wird, so dass die Wahrheit des Satzes davon abhängt, ob es zu Recht oder zu Unrecht ausgesagt wird.

Dies gilt z.B. für Nebensätze, die von Verben wie ‚sagen‘, ‚meinen‘, ‚hören‘ etc. abhängen, und für eine Reihe anderer intensionaler Kontexte. Aber Gleiches gilt auch von scheinbaren Hauptsätzen, bei denen eine Nebensatzkonstruktion durch Einfügung eines Operators wie ‚seiner Meinung nach‘, ‚dem, was du gehört hast, zufolge‘ vermieden wird. W. Künne hat diese Fälle allgemein so beschrieben, dass hier die fiktionalen Terme im Skopus eines eine Bedeutungsverschiebung induzierenden Operators stehen.¹¹ Die Aufgabe für die Vertreter der Standardauffassung kann daher in der Weise neu formuliert werden, dass sie alle Sätze mit fiktionalen

⁷ Künne (1983), 294.

⁸ Vgl. Frege (1974), 51 ff.

⁹ Frege (1974), 41.

¹⁰ Frege (1974), 51.

¹¹ Vgl. Künne (1995), 144.

Termen, die unserer sprachlichen Intuition nach wahr sind, so paraphrasieren müssen, dass fiktionale Terme nur im Skopus eines solchen Operators auftreten.

Dies ist für zwei Arten von Sätzen mit fiktionalen Termen ohne größere Schwierigkeiten durchführbar: Intrafiktionale Sätze, die von dem sprechen, was in einer bestimmten fiktionalen Geschichte erzählt wird, wie z. B.

(2) Sherlock Holmes lebt in London

lassen sich durch Einfügung des Satzoperators ‚der relevanten fiktionalen Geschichte zufolge‘ oder durch Umformung in eine Nebensatzkonstruktion (z. B. ‚in den Sherlock-Holmes-Geschichten schreibt Conan Doyle, dass ...‘) so paraphrasieren, dass jeder fiktionale Term in dem Skopus eines bedeutungsverschiebenden Operators steht. Aus (2) wird so

(2') Der relevanten fiktionalen Geschichte zufolge lebt Sherlock Holmes in London.

In ähnlicher Weise können wir auch die Wahrheitsfähigkeit von interfiktionalen Sätzen erklären, in denen fiktive Gegenstände aus verschiedenen Geschichten hinsichtlich von Eigenschaften verglichen werden, die den Gegenständen jeweils in den fiktionalen Geschichten, in denen sie auftreten, zugeschrieben werden. Voraussetzung dafür ist, dass es möglich ist, über abstrakte Gegenstände zu quantifizieren; davon soll hier ausgegangen werden.¹² Dann lässt sich

(3) Sherlock Holmes ist größer als Poirot
paraphrasieren als

(3') $\exists x, y$ (Den Geschichten Conan DoYLES zufolge ist x die Größe von Sherlock Holmes \wedge Den Geschichten A. CHRISTIES zufolge ist y die Größe von Poirot $\wedge x$ ist größer als y)¹³.

Dieselbe Paraphrasestrategie ist bei Sätzen erfolgreich, in denen die Eigenschaften, die fiktiven Gegenständen in den jeweiligen Geschichten zugeschrieben werden, mit den wirklichen Eigenschaften existierender Gegenstände verglichen werden.

III.

Nicht alle Sätze mit fiktionalen Termen lassen sich jedoch diesen Strategien gemäß analysieren. Eine Reihe von solchen Sätzen, die für die Standardauffassung besondere Schwierigkeiten enthalten und die in der philosophischen Diskussion großes Interesse gefunden haben, hat T. Parsons vorgestellt.¹⁴ Ich will als Ausgangspunkt für die weiteren Überlegungen denjenigen von diesen Sätzen wählen, der lange Zeit im Zentrum der Paraphrasebemühungen stand:

(4) „Ironically, a certain fictional detective (namely, Sherlock Holmes) is much more famous than any real detective, living or dead.“¹⁵

¹² Ich kann mich hier nicht mit der Frage nach der Existenz abstrakter Gegenstände auseinandersetzen und werde diese Gegenstände in unserem Kontext als ontologisch unproblematisch ansehen.

¹³ Vgl. Künne (1983), 322.

¹⁴ Vgl. Parsons (1982), 83; sowie Parsons (1979), 97.

¹⁵ Parsons (1979), 97.

Die Widerspenstigkeit dieses Satzes liegt offensichtlich darin, dass die Berühmtheit von Sherlock Holmes und von den wirklichen Detektiven eine wirkliche Berühmtheit ist, d. h. dass der Satz gerade nicht die Berühmtheit, die Sherlock Holmes den Geschichten von Conan Doyle zufolge hat (obwohl auch diese relativ groß war), mit der tatsächlichen Berühmtheit der wirklichen Detektive vergleicht. Die Herausforderung ist also, dass eine adäquate Paraphrase das scheinbare Paradox erklären muss, wie es eine wirkliche Berühmtheit von Sherlock Holmes ohne einen wirklichen Sherlock Holmes geben kann.

Die Paraphrasebemühungen der Vertreter der Standardauffassung haben sich auf die beiden in (4) angelegten Aussagen

(5) Sherlock Holmes ist ein fiktiver Detektiv, der berühmter ist als jeder wirkliche (lebende oder tote) Detektiv
sowie

(6) Ein gewisser fiktiver Detektiv ist berühmter als jeder wirkliche Detektiv gerichtet, und wir müssen uns hier mit den Paraphrasevorschlägen von G. Gabriel und W. Künne beschäftigen.

1) Gabriels Paraphrasevorschlag

Gabriels erklärtes Ziel ist es, Sätze mit singulären fiktionalen Termen so zu analysieren, „dass deren scheinbarer Bezug auf fiktive Gegenstände durch einen Bezug auf fiktionale Namen, fiktionale Texte, fiktionale Sinngebilde oder auf Kombinationen dieser drei ersetzt wird“¹⁶. Gabriels Paraphrasevorschlag für (5) beruht nun im Wesentlichen darauf, dass er Berühmtheitsaussagen nicht als Aussagen über Personen, sondern als Aussagen über deren Namen, verbunden mit einem unterstellten Verständnis dieser Namen, ansieht; Prädikate wie ‚berühmter als‘ sollen dabei einen bedeutungsverschiebenden Kontext erzeugen.¹⁷

Die letzte Feststellung erscheint zunächst überraschend, da in Aussagen der Form ‚a ist berühmter als b‘ für ‚a‘ und ‚b‘ Ausdrücke mit gleicher Referenz *salva veritate* substituiert werden können: ‚Conan Doyle ist berühmter als Agatha Christie‘ ist genau dann wahr, wenn auch ‚Der Erfinder von Sherlock Holmes ist berühmter als Agatha Christie‘ wahr ist. Der Kontext in Berühmtheitsaussagen ist also anscheinend extensional, während bedeutungsverschiebende Kontexte typischerweise intensional sind.

Aber, so Gabriel, die Substitution *salva veritate* sei nur möglich, wenn stillschweigend die Bekanntheit des Namens vorausgesetzt werde, weil eine Person Berühmtheit nur unter Bezug auf eine öffentliche Meinung habe. Die richtige Weise, die Aussage ‚Conan Doyle ist berühmter als Agatha Christie‘ zu verifizieren, sei es, den empirischen Nachweis zu erbringen, dass mehr Leute den Namen ‚Conan Doyle‘ (verbunden mit einem unterstellten Verständnis dieses Namens) kennen als den Namen ‚Agatha Christie‘ (verbunden mit einem unterstellten Verständnis).

Der Zusatz ‚mit einem unterstellten Verständnis‘ ist erforderlich, um zu vermei-

¹⁶ Gabriel (1991), 136.

¹⁷ Vgl. Gabriel (1991), 139 ff.

den, dass aus der Tatsache, dass der Name ‚Maier‘ bekannter ist als der Name ‚Conan Doyle‘, folgt, dass jede Person mit dem Namen ‚Maier‘ berühmter ist als Conan Doyle. Dieses mit dem Namen verbundene Verständnis ist gerade das fiktionale Sinngebilde, auf das Gabriel bei seiner Paraphrase zurückgreifen will. Eine ontologische Anerkennung dieser Verständnisse lehnt Gabriel jedoch ab. Zwar teile ich Gabriels diesbezügliche nominalistische Skrupel nicht, aber für unsere weiteren Überlegungen spielt es keine Rolle, ob wir Verständnisse (ähnlich Freges Sinnen) als Seinsgebilde auffassen oder nicht (sondern z. B. behaviouristisch analysieren).

Da Berühmtheit, so Gabriel, nur relativ zur Bekanntheit eines bestimmten Namens möglich sei, seien Berühmtheitsaussagen letztlich als Aussagen über Namen, verbunden mit einem unterstellten Verständnis, aufzufassen. In ‚a ist berühmter als b‘ referiere ‚a‘ daher nicht auf den Gegenstand a selbst, und die Wahrheit von ‚a ist berühmter als b‘ impliziere nicht, dass a existiert. Damit kann Gabriel (5) wie folgt paraphrasieren:

(5') ‚Sherlock Holmes‘ ist ein fiktionaler Detektivname, der (verbunden mit einem unterstellten Verständnis) berühmter ist als der Name jedes wirklichen (lebenden oder toten) Detektivs.¹⁸

Durch die Paraphrase ist, wie von Gabriel intendiert, der Bezug auf den fiktiven Gegenstand Sherlock Holmes zugunsten eines Bezugs auf den fiktionalen Namen ‚Sherlock Holmes‘ und auf „an mit sprachlichen Zeichen verbundene und an sprachliche Zeichen gebundene Verständnisse“¹⁹ eliminiert. Sind aber die Überlegungen Gabriels zur Begründung dieser Paraphrase stichhaltig?

Dagegen spricht insbesondere, dass es eine unzulässige Einschränkung darstellt, nur die Bekanntheit des Namens als konstitutiv für die Berühmtheit einer Person anzusehen. Zwar ist es eine Methode zur Verifizierung von (5), herauszufinden, ob mehr Leute den Namen ‚Sherlock Holmes‘ als den jedes wirklichen Detektivs kennen, aber es ist nicht die einzige Methode: Genauso könnte man Untersuchungen anstellen, ob mehr Leute das Bild von Sherlock Holmes, wie er typischerweise mit Cape und Pfeife dargestellt wird, kennen. Ich halte daher die Methode Gabriels zur Ermittlung der Berühmtheit einer Person zwar im Grundsatz für richtig, allerdings seine Beschränkung auf den Namen der Person für unzutreffend und schlage vor, dass stattdessen anhand der Bekanntheit einer Menge von einer Person zugeordneten Merkmalen, zu der u. a. der Name und das Bild der Person gehören, über die Berühmtheit einer Person entschieden wird. Diese Menge von Merkmalen werde ich *faute de mieux* als die Bedeutungsmenge dieser Person (BM (x)) bezeichnen.

Für dieses Vorgehen gibt es einen weiteren Grund. Selbst wenn Gabriels Vorschlag für die Ermittlung der Berühmtheit zutreffend wäre, so würde er uns für Sätze wie

(7) Miss Marple ist mir sympathischer als Hercule Poirot

nicht weiterhelfen; denn offensichtlich kann mir Miss Marple sympathischer sein als der eingebildete Hercule Poirot, obwohl mir dessen Name besser gefällt als der ihre (wie mir Miss Marple überhaupt sympathisch sein kann, obwohl ich beim Hö-

¹⁸ Vgl. Gabriel (1991), 142.

¹⁹ Gabriel (1991), 136.

ren ihres Namens normalerweise keine Sympathie empfinde, weil ich den Namen abscheulich finde). Nur durch Berücksichtigung der Menge von Kriterien BM (x) ist es möglich, Fragen der (wirklichen) Berühmtheit und Sympathie etc. von und mit fiktiven Figuren zufriedenstellend zu beantworten und für problematische Sätze über die Beziehungen zwischen fiktiven und realen Figuren eine befriedigende Paraphrase anzugeben.

Als vorläufige Paraphrase für (5) schlage ich vor:

(5*) $\forall x [x \text{ ist ein wirklicher Detektiv} \rightarrow \text{die Merkmale aus BM (Sherlock Holmes) sind insgesamt bekannter als die aus BM (x)}]$.

Bevor wir uns mit dieser Paraphrase und den durch sie aufgeworfenen Problemen weiter beschäftigen, wollen wir Künnes Vorschlag für eine Paraphrase von (4) betrachten.

2) Künnes Paraphrasevorschlag

Künne, der den substitutionell interpretierten Existenzquantor ‚ \exists ‘ neben dem im Sinne der Objektquantifikation interpretierten ‚ \exists ‘ verwendet, macht folgenden Vorschlag für eine Paraphrase von (4):

(4') $\exists x [G1(x \text{ ist ein Detektiv}) \wedge \neg \exists y (G1(x = y)) \wedge \forall z (z \text{ ist ein lebender Detektiv} \vee z \text{ ist ein toter Detektiv} \rightarrow \text{die Zahl derer, die wissen, wer } x \text{ ist, ist viel größer als die Zahl derer, die wissen, wer } z \text{ ist})]$ ²⁰

(G1 ist hier die Abkürzung für: ‚den Geschichten Conan Doyles zufolge‘.)

Auch wenn Künnes Strategie, bei der Paraphrase den ursprünglichen Satz in mehrere Teilsätze aufzuspalten, vielversprechend ist, so ist sein Vorschlag doch mit einigen Schwierigkeiten verbunden, die ihn wenig attraktiv erscheinen lassen. Die erste hängt mit Künnes Paraphrase von ‚x ist berühmter als y‘ mit ‚mehr Leute wissen, wer x ist, als, wer y ist‘ zusammen. Künne wählt diese Paraphrase, weil er den Ausdruck ‚wissen, wer‘ als Bedeutungsverschieber ansieht.²¹ Richtig ist, dass dieser Ausdruck einen intensionalen Kontext schafft, in dem Substitution von gleichreferentiellen Termen *salva veritate* nicht immer möglich ist: Wenn ich weiß, wer Augustus ist, muss ich nicht wissen, wer Oktavian ist, obwohl Augustus mit Oktavian identisch ist.²² Aber es ist keineswegs klar, dass uns die Wahrheit der Aussage ‚Ich weiß, wer Sherlock Holmes ist‘ *nicht* auf die Entität Sherlock Holmes festlegt. Folgende Überlegungen machen vielmehr plausibel, dass wir den Bezug auf Sherlock Holmes nicht dadurch vermeiden können, dass wir den Term ‚Sherlock Holmes‘ nur noch im Skopus von ‚wissen, wer‘ auftreten lassen.

Denn wann weiß x, wer y ist? Als Bedingung dafür wird man ansehen müssen, dass x – wenn y nicht anwesend ist, so dass er auf ihn zeigen könnte – die Frage ‚wer ist y?‘ adäquat beantworten kann, indem er eine passende Beschreibung für y

²⁰ Vgl. Künne (1995), 160.

²¹ Vgl. Künne (1995), 156.

²² Dies gibt Anlass zu dem Bedenken, ob dadurch der Ausdruck ‚ist berühmt‘, der keinen intensionalen Kontext schafft, richtig analysiert wird.

liefert²³; d. h. wenn x weiß, wer y ist, gibt es eine Beschreibung ‚ z ‘, so dass x weiß, dass y z ist. In unserem Fall weiß x also dann, wer Sherlock Holmes ist, wenn er z. B. weiß, dass Holmes der große Detektiv aus den Geschichten Conan Doyles ist, oder dass er der große Detektiv, der in 221B Baker Street in London lebt, ist. (Er weiß dagegen nicht, wer Sherlock Holmes ist, wenn er nur weiß, dass Holmes eine fiktive Figur ist, weil diese Beschreibung nicht ausreichend spezifisch ist.) Da die Liste der adäquaten Antworten nur endlich lang sein kann, können wir daher ‚ x weiß, wer y ist‘ weiter analysieren als ‚ x weiß, dass y z_1 ist, oder x weiß, dass y z_2 ist, oder ...‘ (wobei z_i eine passende Beschreibung von x ist).

Der Satz ‚ x weiß, dass y z_i ist‘ ist aber offensichtlich nur dann wahr, wenn auch ‚ y ist z_i ‘ wahr ist. Daher stellt sich die Frage, ob ‚ y ist z_i ‘ impliziert: $\exists q (q = y)$. Dies ist dann nicht der Fall, wenn ‚ y ist z_i ‘ eine negative ontologische Statusaussage darstellt, in der y Existenz abgesprochen wird; denn dann kann die logische Struktur von ‚ y ist z_i ‘ eben nicht mit ‚ P y ‘ beschrieben werden. Zweifellos werden einige der adäquaten Antworten auf die Frage ‚wer ist y ?‘ solche Statusaussagen darstellen (wie ‚Sherlock Holmes ist der fiktive Detektiv, der in 221B Baker Street gelebt haben soll‘). Aber auch andere Antworten werden wir als adäquat und ausreichend ansehen, um x ein Wissen, wer y ist, zuzuschreiben. So weiß ich auch dann, wer Sherlock Holmes ist, wenn ich nur weiß, dass er der große Detektiv aus 221B Baker Street ist.

Nun folgt daraus noch nicht unmittelbar, dass Künne zu Unrecht annimmt, ‚wissen, wer‘ sei ein Bedeutungsverschieber. Denn ‚ x weiß, wer y ist‘ hatten wir mit einer Disjunktion erklärt, und daher folgt aus ‚ x weiß, wer y ist‘ *nicht*: $\exists P (x$ weiß, dass P $y)$ (wobei P keine ontologische Statusbeschreibung ist). Das liegt daran, dass eines der Disjunktionsglieder sein wird: ‚ x weiß, dass y der fiktive Detektiv aus den Geschichten Conan Doyles ist‘.

Aus unseren Überlegungen folgt aber, dass Künnes Analyse nicht damit vereinbar ist, dass Sherlock Holmes berühmt sein kann, ohne dass viele Leute wissen, dass er nur ein fiktiver Detektiv ist: Denn wenn dies möglich wäre, könnte der Satz ‚Von vielen Leuten gilt, dass sie entweder wissen, dass S.H. P1 ist, oder ...‘ wahr sein, ohne dass unter den Disjunktionsgliedern eine Aussage über den ontologischen Status von Sherlock Holmes wäre. Und daraus würde folgen: $\exists P [P(S.H.)]$, und damit: $\exists x (x = S.H.)$.

Es erscheint mir nun offensichtlich richtig, dass Sherlock Holmes unabhängig davon berühmt sein kann, ob viele Leute wissen, dass es sich dabei um eine fiktive Figur handelt. Wenn dies zutrifft, dann ist, wie wir gesehen haben, Künnes Verwendung von ‚wissen, wer‘ unzutreffend, weil uns dann ‚wissen, wer x ist‘ darauf festlegt, dass es x gibt.

Aus diesem Resultat kann man die weitergehende Lehre ziehen, dass es falsch ist anzunehmen, es genüge für eine Paraphrase von Sätzen mit fiktionalen Termen, dass in der paraphrasierten Form der fiktionale Term in einem intensionalen Kontext erscheint. Dies gilt nicht, weil auch die Wahrheit des in solchen Nebensätzen

²³ Die Forderung, dass die Antwort adäquat sein muss, soll falsche Antworten und solche richtigen ausschließen, die zu wenig spezifische Informationen über y liefern (z. B. y ist eine Entität).

Ausgedrückten, in denen keine Substitution gleichreferentieller Terme *salva veritate* möglich ist, für die Wahrheit des ganzen Satzes erforderlich sein kann.

Auch Kühnes Verwendung der substitutionellen Quantifikation ist mit Problemen verbunden. Offensichtlich beruht der Paraphrasevorschlag entscheidend darauf, dass in den Ausdruck ‚G1(x ist ein Detektiv)‘ mithilfe des substitutionell interpretierten Existenzquantors hineinquantifiziert wird. Grund für dieses Vorgehen ist die Vorstellung, dass wir mit dem substitutionell interpretierten Existenzquantor keine ontologischen Verpflichtungen eingehen und daher auch Aussagen mit nicht-referierenden Termen in dieser Weise existentiell abschwächen können. Denn ein Ausdruck ‚I x P x‘ ist für Kühne dann wahr, wenn es einen Namen ‚a‘ gibt, bei dessen Substitution für ‚x‘ in ‚P x‘ der Satz ‚P (a)‘ Ausdruck eines wahren Gedankens ist;²⁴ nicht erforderlich ist, dass ‚a‘ einen Gegenstand bezeichnet.

Jedoch kann der substitutionell interpretierte Existenzquantor die ihm von Kühne zugeordnete Aufgabe nicht erfüllen. Denn die Spezifizierung der Ausdrücke a, die so für ‚x‘ in ‚P(x)‘ substituiert werden können, dass ‚P (a)‘ den Satz ‚I x P (x)‘ wahr macht, führt zu einem Dilemma. Der erste Teil des Dilemmas beruht darauf, dass Kühne die erlaubten Substitutionsinstanzen nicht auf Eigennamen beschränken kann, der zweite Teil darauf, dass er darauf angewiesen ist, dass keine Kennzeichnungen für ‚x‘ substituiert werden können.

Der erste Teil des Dilemmas lässt sich anhand der von C. J. F. Williams vorgebrachten Bedenken gegen die Ansicht entwickeln, man könne durch die Verwendung der substitutionellen Quantifikation die Probleme fiktionaler Terme lösen.²⁵ Auch nach Williams ist der Satz ‚I x P x‘ wahr, „if some proper name when substituted for x in ‚P x‘ yields a true proposition“²⁶. Aber ist ‚Sherlock Holmes‘ ein echter Eigenname? Williams verneint dies, und seine diesbezüglichen Bedenken sind nachvollziehbar, denn, wie wir gesehen haben, verwendet Conan Doyle diesen Ausdruck nur quasi-referentiell, d. h. er tut nur so, als ob er sich damit auf eine Person beziehen würde. Und ist es dann nicht plausibel, dass er auch nur so tut, als wäre ‚Sherlock Holmes‘ ein Eigenname? Das muss man bejahen, wenn man von einer primär referentiellen Funktion von Namen ausgeht; denn danach kann ein Ausdruck nur dann als Name fungieren, wenn ein Sprecher ihn mit der Absicht gebraucht, einen Gegenstand zu bezeichnen. (Es spielt dabei auch keine Rolle, dass ‚Sherlock Holmes‘ im Kontext der jeweiligen Geschichten als Name fungiert, denn in (4‘) steht der Quantor ‚I‘ außerhalb des Skopus von G1.) Wenn man demnach mit Williams ablehnt, dass ‚Sherlock Holmes‘ ein echter Name ist, und wenn man davon ausgeht, dass ein echter Name für ‚x‘ in der Formel

(4-) $G1 (S.H. = x) \wedge \neg \exists y (G1 (x = y)) \wedge \forall z (z \text{ ist ein lebender Detektiv} \vee z \text{ ist ein toter Detektiv} \rightarrow \text{die Zahl derer, die wissen, wer } x \text{ ist, ist viel größer als die Zahl derer, die wissen, wer } z \text{ ist})$

²⁴ Vgl. Kühne (1995), 157.

²⁵ Vgl. Williams (1981), 252 ff.

²⁶ Williams (1981), 253.

substituiert werden muss, um einen Satz zu erhalten, der (4') wahr macht, dann muss man Künnes Paraphrasevorschlag als gescheitert ansehen.²⁷

Diesem Einwand kann Küne jedoch entgegenhalten, dass wir die zulässigen Einsetzungsinstanzen für ‚x‘ in ‚I x P x‘ nicht auf referentielle Ausdrücke beschränken dürfen. Vielmehr werden den Variablen bei der substitutionellen Quantifikation Einsetzungsklassen zugeordnet, deren Elemente allein aufgrund syntaktischer Eigenschaften bestimmt sind; ein naheliegendes Kriterium dafür, ob zwei Ausdrücke zur selben Einsetzungsklasse gehören, ist, dass sie füreinander in jedem Satz unter Wahrung der grammatischen Wohlgeformtheit des Satzes ersetzt werden können. Und dann müssten ‚Sherlock Holmes‘ und ‚Napoleon‘ der gleichen Einsetzungsklasse angehören, denn wenn der Satz ‚... Napoleon ...‘ wohlgeformt ist, ist dies der Ausdruck ‚... Sherlock Holmes ...‘ auch.

Diese Antwort ist stichhaltig, und daher ist die Einsetzung von ‚Sherlock Holmes‘ für ‚x‘ in (4–) durch Küne als unbedenklich anzusehen. Das verwendete Kriterium dafür, dass zwei Ausdrücke zur selben Einsetzungsklasse gehören, hat aber zur Folge, dass man bzgl. der Substituierbarkeit für eine Variable zwischen Eigennamen und definiten Kennzeichnungen nicht unterscheiden kann, d. h. ‚ $\iota y P y$ ‘²⁸ ist für ‚x‘ in (4–) ebenso substituierbar wie ein Name ‚a‘. (Würde man sich dagegen nicht auf rein syntaktische Eigenschaften der Ausdrücke beschränken, könnte man einen echten Namen von einer Kennzeichnung dadurch unterscheiden, dass die Wahrheitsbedingungen des Ausdrucks ‚Q ($\iota y P y$)‘ angegeben werden können, ohne auf dasjenige y mit P y zurückzugreifen, während sie bei ‚P a‘ nur angegeben werden können, wenn man auf a zurückgreift.)

Dies führt uns zum zweiten Teil des Dilemmas. Denn im Kontext einer fiktionalen Geschichte kann für eine fiktive Figur b gelten ‚b = $\iota y P y$ ‘, während gleichzeitig in der Wirklichkeit für eine andere Person c gilt ‚c = $\iota y P y$ ‘. Nehmen wir dazu folgendes Beispiel: In den Blackadder-Geschichten wird der Butler Edmund Blackadder nach dem frühzeitigen Tod des Sohnes von George III. an dessen Stelle Prinzregent und regiert schließlich als Nachfolger von George III. England. D. h. diesen Geschichten zufolge (im weiteren abgekürzt mit G2) gilt, dass E. Blackadder als Nachfolger von George III. England regierte. In Wirklichkeit fiel diese Rolle George IV., dem Sohn George's III., zu. Wenn wir nun für den Satz ‚E. Blackadder ist berühmt‘ Künnes Paraphrase übernehmen, erhalten wir

(8) $I x (G2 (E. Blackadder = x) \wedge \text{viele Leute wissen, wer } x \text{ ist})$

(8) ist wahr, weil viele Leute wissen, wer der Mann ist, der als Nachfolger George's III. England regiert hat, und in der entsprechenden Geschichte E. Blackadder dieser Mann ist. Aber E. Blackadder ist nicht berühmt, so dass der zu paraphrasierende Satz falsch ist.

Beispiele dieser Art machen deutlich, dass Künnes Paraphrasevorschlag für Be-

²⁷ Auch Künnes Unterscheidung zwischen der semantischen Beziehung des Bedeutens oder Bezeichnens und der sprechakttheoretischen des Bezugnehmens, die existenzindifferent sein soll, hilft uns bei diesem Problem nicht weiter: Denn, wie er selbst eingesteht, lässt sich nicht einmal die Klasse von singulären Termen dadurch abgrenzen, dass ihre Elemente all diejenigen Ausdrücke sind, mit denen wir auf etwas Bezug nehmen (vgl. Küne [1983], 22).

²⁸ Lies: ‚dasjenige y mit P y‘.

rühmtheitsaussagen jedenfalls dann scheitert, wenn es möglich ist, auch Kennzeichnungen für ‚x‘ in (8) zu substituieren.²⁹ Eine Einschränkung der zulässigen Einsetzungsklasse für ‚x‘ auf Namen erscheint daher unausweichlich. Aber die Mittel, Namen von Kennzeichnungen abzugrenzen, indem auf die primär referentielle Funktion Ersterer verwiesen wird, stehen, wie wir gesehen haben, Künne nicht zur Verfügung.

Das hier dargestellte Dilemma sowie die mit der Verwendung des Ausdrucks ‚wissen, wer‘ verbundenen Probleme lassen Künnes Vorschlag wenig attraktiv erscheinen. Ganz unabhängig von den hier vorgetragenen Einwänden kann man aber auch prinzipielle Bedenken gegen die Verwendung der substitutionellen Quantifikation haben, die mit der Aufgabe eines einheitlichen Existenzbegriffs verbunden ist. An Philosophen, die derartige Bedenken haben, richtet sich denn auch in erster Linie mein eigener Paraphrasevorschlag, den ich im Folgenden weiterentwickeln werde; er soll zeigen, wie Sätze wie (4) befriedigend analysiert werden können, ohne dass ein einheitlicher Existenzbegriff aufgegeben wird.

IV.

Für die folgenden Überlegungen möchte ich an meinen vorläufigen Paraphrasevorschlag (5*) für den Satz ‚Sherlock Holmes ist berühmter als jeder lebende Detektiv‘ anknüpfen:

(5*) $\forall x [x \text{ ist ein wirklicher Detektiv} \rightarrow \text{die Merkmale aus BM (Sherlock Holmes) sind insgesamt bekannter als die aus BM (x)}]$.

In (5*) haben wir auf die Bedeutungsmenge BM (Sherlock Holmes) zurückgegriffen. Diese Bedeutungsmenge enthielt als Elemente den Namen, Bilder, Vorstellungen etc. von Sherlock Holmes. Ich möchte für das weitere Vorgehen als Bezeichnungen für alle diese Elemente Beschreibungen der Form ‚die Repräsentation von einem ... (verbunden mit einem unterstellten Verständnis)‘ wählen (z. B. die Repräsentation von einem Detektiv, der gern Geige spielt; die Repräsentation von einem Detektiv, der fast alle seine Fälle löst und Pfeife raucht, etc.). Den Zusatz ‚verbunden mit einem unterstellten Verständnis‘ übernehme ich von Gabriel, und er soll so wie dort verstanden werden (s. o.). (Zu beachten bei diesem Zusatz ist, dass er sicherstellt, dass man nicht nur eine einzelne Repräsentation aus BM (x) kennen kann, weil das unterstellte Verständnis nur dann vorhanden ist, wenn man mit der Repräsentation weitere Assoziationen verbindet.) Wichtig bzgl. der Repräsentationen ist, dass sie in dem Kontext unserer Untersuchung ontologisch unproblematisch sind, denn so, wie es ein Bild von Sherlock Holmes geben kann, ohne dass es Sherlock Holmes gibt, gilt allgemein für Repräsentationen, dass sie nicht die Existenz des von

²⁹ Gleiches gilt auch für andere Aussagen, die eine Beziehung zwischen fiktiven und realen Gegenständen zu konstatieren scheinen, und bei deren Paraphrase Künne substitutionelle Quantifikation verwendet. Man nehme nur den von Künne analysierten Satz ‚Peter hat Mitleid mit Anna Karenina‘; Künnes Paraphrase lautet $\exists x [G (\text{Anna Karenina} = x) \wedge \exists e (e \text{ ist ein Bemitleiden durch Peter} \wedge \text{der intentionale Gehalt von } e \text{ ist } x)]$. Aber soll Peter Anna Karenina auch dann bemitleiden, wenn er die einzige (wirkliche) Ehebrecherin Russlands bemitleidet, die Selbstmord begangen hat, indem sie sich unter einen Eisenbahnwagen stürzte?

ihnen Repräsentierten voraussetzen. Der Ausdruck ‚die Repräsentation von einem ...‘ erzeugt also einen bedeutungsverschiebenden Kontext, und daher gibt es auch dann eine Repräsentation von einem Detektiv, der gern Pfeife raucht, wenn es nie einen solchen Detektiv gegeben hat.

Es stellt sich nun ein entscheidendes Problem für unsere Behandlung der Bedeutungsmenge: Wir hatten uns zunächst auf ein intuitives Verständnis davon, welche Elemente BM (Sherlock Holmes) enthält, beschränkt. Ist es möglich, darüber hinaus eine abschließende Darstellung von BM (Sherlock Holmes) anzugeben? Ich halte eine abschließende Aufzählung der Kriterien in BM (x) nicht für möglich. Dagegen erscheint eine funktionale Darstellung der Gestalt $BM(x) = \{x / f(x)\}$ möglich, aber nicht, ohne auf x, d.h. in unserem Fall auf die fiktive Entität Sherlock Holmes, zurückzugreifen; denn wir können sehr wohl sagen, dass BM (Sherlock Holmes) gerade dann eine Repräsentation von einer Person mit der Eigenschaft P als Element enthält, wenn Sherlock Holmes diese Eigenschaft hat. Aber dies scheint uns auf die Annahme der fiktiven Entität Sherlock Holmes und damit auf eine Meinong'sche Theorie festzulegen.

Mein eigener Lösungsvorschlag versucht, einen Weg aufzuzeigen, die Bedeutungsmenge so zu konstituieren, dass sie als eine Funktion von Sherlock Holmes und den Conan-Doyle-Geschichten ausdrückbar ist, ohne uns gleichzeitig auf eine Annahme von fiktiven Gegenständen festzulegen. Der Lösungsvorschlag besteht aus zwei Elementen: Aussagen mit fiktionalen Termen werden auch dann mithilfe der modelltheoretischen Semantik ausgewertet, wenn sie im Rahmen des fiktionalen Diskurses verwendet werden, und die Wahrheit von Existenzaussagen ist immer nur relativ zu einem bestimmten Modell zu bestimmen.

a) Ausgangspunkt ist zunächst die Überlegung, dass man mithilfe der modelltheoretischen Semantik auch solche Sätze mit fiktionalen Termen behandeln kann, die einem fiktionalen Diskurs entnommen sind. Die wesentliche Intuition, die gegen ein solches Vorgehen spricht, liegt wohl darin, dass ein Schriftsteller, Dichter etc. die von ihm ausgesprochenen bzw. geschriebenen Sätze nicht mit dem Anspruch äußert, dass sie wahr sein sollen. Daraus könnte man folgern, dass die Sätze, die wir in Romanen etc. finden, selbst keine Behauptungssätze sind, sondern nur ‚Quasi-Behauptungssätze‘. Und ‚Quasi-Behauptungssätze‘ könnten eben weder wahr noch falsch sein – weil dies voraussetzen würde, dass der Dichter mit ihnen eine echte Behauptung hätte machen wollen. Diese Überlegung ist jedoch in einer wichtigen Hinsicht unzutreffend: Die Bezeichnung ‚Quasi-Behauptungssätze‘ ist nämlich irreführend, weil sie den Unterschied zwischen einem Satz und seinem Gebrauch verwischt. Die Sätze, die der Dichter ausspricht, können auch dann Behauptungssätze sein, wenn der Dichter von ihnen keinen assertorischen Gebrauch macht.

Dass die dem fiktionalen Diskurs entnommenen Sätze mit der Form von Behauptungssätzen *qua* Sätze wahrheitsfähig sein müssen, wird deutlich, wenn wir daran denken, wie diese Sätze für uns sinnvoll sein können. Voraussetzung dafür ist – wie bei allen Behauptungssätzen –, dass wir uns vorstellen können, was der Fall wäre, wenn diese Sätze wahr wären. Und diese Verbindung zwischen dem Verstehen eines Satzes und dem Verständnis seiner Wahrheitsbedingungen besteht unabhängig da-

von, ob der Satz von einem Sprecher mit assertorischer Kraft ausgesprochen wird oder nicht.³⁰ R. Bertolet hat dies folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „What an essayist produces are unavoidably sentences, and these sentences have a certain meaning. Because they mean what they do they represent the world as being in a certain way, even though the author of them does not.“³¹

Wenn wir einmal erkannt haben, dass wir uns, um verstehen zu können, was Homer meint, wenn er schreibt ‚Achill tötet Hektor‘, vorstellen müssen, was wäre, wenn der Satz ‚Achill tötet Hektor‘ wahr wäre, sehen wir, dass wir Behauptungssätze, auf die wir im Rahmen des fiktionalen Diskurses stoßen, unter semantischen Gesichtspunkten unter Anwendung derselben Kriterien auswerten wie andere Behauptungssätze. Diese Kriterien werden am besten durch die Prinzipien der modelltheoretischen Semantik beschrieben. D.h. das, was wir machen, um Homers Satz ‚Achill tötet Hektor‘ zu verstehen, kann am besten so erklärt werden, dass wir dafür auf ein Modell zurückgreifen, in dem das Element des Objektbereichs, das der Konstanten ‚Achill‘ zugewiesen ist, zu dem Objekt, das ‚Hektor‘ zugewiesen ist, in der durch ‚töten‘ ausgedrückten Relation steht.

Skrupel, dass eine Anwendung der modelltheoretischen Semantik nicht dem besonderen, nicht-assertorischen Charakter der fiktionalen Rede gerecht wird, sind daher unangebracht: Denn die Anwendung der modelltheoretischen Semantik soll von vornherein gar nicht den pragmatischen Aspekt der Verwendung von Aussagen erfassen; das Interesse gilt vielmehr nur den Wahrheitsbedingungen der Sätze. Es wäre somit falsch zu glauben, die Gleichbehandlung bzgl. der Wahrheitsbedingungen bedeute, dass die Anwendung der modelltheoretischen Semantik den Unterschied zwischen dem fiktionalen Diskurs und Sätzen, die mit assertorischer Kraft geäußert werden, aufhebe. Stattdessen werden wir sehen, dass es gerade durch die Anwendung der modelltheoretischen Semantik möglich wird, einen entscheidenden Unterschied zwischen den beiden Arten des Gebrauchs von Aussagen herauszuarbeiten und zu zeigen, warum die Sätze im Munde des Dichters keine behauptende Kraft haben, so dass auch dem pragmatischen Aspekt der fiktionalen Rede Rechnung getragen wird.

b) Die zweite grundlegende Überlegung ist, dass wahre Existenzaussagen nur relativ zu einem bestimmten Modell gemacht werden können. Eine Aussage wie ‚ $\exists x P x$ ‘ ist nur innerhalb eines bestimmten Modells auf ihren Wahrheitswert hin auswertbar, d.h. bzgl. eines Modells A , das ein geordnetes Paar aus Gegenstandsbereich und Interpretationsfunktion darstellt, lässt sich feststellen: $A \models \exists x P x$ oder $\neg (A \models \exists x P x)$. Im Rahmen der modelltheoretischen Semantik gibt es keine absoluten Existenzaussagen.

Entsprechend müssen auch Fragen nach ontologischen Verpflichtungen auf Modelle relativiert werden. Nach dem Quine’schen Existenzkriterium würde man sagen, dass eine Aussage dann eine ontologische Festlegung auf eine Entität mit sich

³⁰ Man denkt hier natürlich an Wittgensteins Diktum aus dem *Tractatus* (TLP 4.024), dass einen Satz zu verstehen, nichts anderes heiße, als zu wissen, was der Fall ist, wenn dieser Satz wahr ist.

³¹ Bertolet (1984), 422.

bringt, wenn ihre Wahrheit erfordert, dass die in ihr auftretenden gebundenen Variablen über einen Gegenstandsbereich laufen, der diese Entität enthält.³² Da es aber möglich ist, einen Austausch der Entitäten im Objektbereich des Modells durch Änderungen der Interpretationsfunktion zu kompensieren, ohne dass sich die in dem Modell wahr gemachten Sätze ändern, kann mithilfe dieses Kriteriums nicht beschrieben werden, wann ontologische Verpflichtungen vorliegen. Es ist daher ratsamer, auf Paare von Theorien (Satzmengen) und Modellen, die sie wahr machen, zurückzugreifen; die Frage, ob eine Aussage eine neue ontologische Verpflichtung mit sich bringt, kann dann so verstanden werden, ob sie bzgl. eines Ausgangsmodells entweder schon wahr ist, oder ob eine Erweiterung des Objektbereichs um neue Entitäten und eine entsprechende Erweiterung der Interpretationsfunktion (unter sonstiger Beibehaltung der schon bestehenden Zuordnungen von Termen zu Objekten etc.) nötig ist, damit sie wahr ist.

c) Wie können wir unsere Überlegungen auf die im fiktionalen Diskurs verwendeten Sätze anwenden?

Da es für jede konsistente Satzmenge ein Modell gibt, gibt es auch für jede aus einem literarischen Werk entnommene konsistente Satzmenge ein Modell M , in dem alle Sätze dieser Satzmenge wahr gemacht werden, wenn sie als Behauptungssätze verstanden werden. Daher gilt, wenn wir eine konsistente Menge von Sätzen MS aus den Romanen Conan Doyles heranziehen: $\exists M [\forall p (p \in MS \rightarrow M \models p)]$. Daraus folgt: $\exists M [\forall p (MS \vdash p \rightarrow M \models p)]$; es sind in M also auch alle Sätze wahr, die aus MS herleitbar sind.

Es wird hier ersichtlich, dass wir die Berechtigung dafür, Modelle heranzuziehen, aus der syntaktischen Folgerungsbeziehung zwischen Satzmenngen, die aus den Geschichten Conan Doyles ausgewählt sind, und der Konsistenz von Satzmenngen – also ebenfalls einem Merkmal, das auf syntaktische Beziehungen zurückführbar ist (die Nichtableitbarkeit des Falsums aus der Satzmenge) – nehmen.

Mithilfe der Modelle, die die aus literarischen Werken entnommenen konsistenten Satzmenngen wahr machen, wollen wir nun zunächst die Bedingungen für die Wahrheit intrafiktionaler Sätze angeben. Eine erste Annäherung an eine Analyse wäre, dass der intrafiktionale Satz ‚Sherlock Holmes ist ein Detektiv‘ dann wahr ist, wenn in dem Modell, in dem alle Sätze aus der relevanten Satzmenge, die wir den Sherlock-Holmes-Geschichten entnommen haben, wahr sind, auch dieser Satz wahr ist. Dieser erste Vorschlag muss jedoch in zwei wichtigen Hinsichten modifiziert werden.

Zunächst stellt sich die Frage, wie wir bei einem gegebenen literarischen Werk die relevante Satzmenge gewinnen können. Dabei müssen wir zwei Anforderungen gerecht werden. Auf der einen Seite kann die modelltheoretische Semantik nur für die Auswertung konsistenter Satzmenngen sinnvoll angewendet werden; auf der anderen Seite müssen wir aber möglichst die ganze Handlung des literarischen Werkes – oder, im Falle der Sherlock-Holmes-Geschichten, mehrerer literarischer Werke – berücksichtigen. Dabei heißt Letzteres nicht nur, dass alle Sätze, die im Text der

³² Vgl. Quine (1961), 13 f. (aber dort: Theorie statt Aussage).

Geschichte explizit enthalten sind, berücksichtigt werden, sondern auch diejenigen Aussagen, die der Autor nur implizit gemacht hat. Denn der intrafiktionale Satz ‚Sherlock Holmes ist ein Mensch‘ soll natürlich wahr sein, obwohl er sich nicht im Text der Geschichten Conan Doyles findet.

Wenden wir uns zunächst dem Problem der Anreicherung der Satzmenge, die der Text der Geschichte selbst bildet, um die impliziten Aussagen zu, und lassen dafür vorläufig die Frage nach der Konsistenz der Satzmenge beiseite: Wann können wir sagen, dass ein Satz Bestandteil der Geschichte ist und deshalb Bestandteil der relevanten Satzmenge sein muss? Zur Beantwortung dieser Frage möchte ich im Wesentlichen den Vorschlag von J. F. Phillips übernehmen: Ein Satz φ soll dann Bestandteil der Geschichte F sein, wenn „it is reasonable for an informed reader to infer from the text that, under ideal conditions, the author [...] would agree that φ is part of F “³³. (Die Informiertheit des Lesers erfordert vor allem, dass er den historisch-gesellschaftlichen Hintergrund, dem der Text entstammt, und die in der Gesellschaft, der der Autor entstammt, allgemein verbreiteten Überzeugungen kennt.) Mit Phillips’ Kriterium erhalten wir eine Satzmenge, die zwar alle diejenigen Sätze enthält, die der Autor implizit gemacht hat, die aber nicht konsistent sein muss, weil ein Autor seine Geschichte auch absichtlich widersprüchlich anlegen kann; Phillips hält es auch für richtig, dass in einer Geschichte ‚p‘ und ‚nicht-p‘ gelten können.³⁴ Wir müssen hingegen solche Widersprüche eliminieren, um eine der Behandlung mithilfe der modelltheoretischen Semantik zugängliche Satzmenge zu gewinnen, und werden dies in einem zweiten Schritt tun.

Man kann im Wesentlichen drei Arten von Gründen dafür unterscheiden, dass eine fiktionale Geschichte widersprüchliche Aussagen enthält. Fälle der ersten Art finden wir bei Mythen, die sich über längere Zeit hinweg entwickelt haben und in die Erzähler verschiedener Generationen untereinander widersprüchliche Teile der Gesamthandlung eingebracht haben. Hier lassen sich die Widersprüche in der Regel beheben, indem man den Text in die Handlungsstränge auflöst, die einzelnen Erzählern zugeordnet werden können.³⁵

In Fällen der zweiten Art beruht der Widerspruch, soweit sich dies beurteilen lässt, auf Unaufmerksamkeiten des Erzählers. (Der bekannteste derartige Fall sind wohl die widersprüchlichen Äußerungen Doyles über den Ort von Watsons Kriegsverletzung.) In diesen Fällen können wir zu der inkonsistenten Geschichte mehrere revidierte Versionen bilden, die ihrerseits konsistent sind. Von diesen Versionen wählen wir nun diejenigen aus, die von der ursprünglichen Geschichte nur minimal abweichen – nämlich nicht mehr, als zur Behebung der Inkonsistenz unbedingt nötig ist. Dann können wir sagen, dass ein Satz gerade dann zu der konsistenten Satzmenge, die wir dem literarischen Werk entnehmen wollen, gehört, wenn er aus allen diesen ausgewählten Versionen folgt.³⁶

In Fällen der dritten Art hat der Erzähler absichtlich seine Geschichte wider-

³³ Phillips (1999), 287.

³⁴ Vgl. Phillips (1999), 289.

³⁵ Vgl. Künne (1983), 315.

³⁶ Vgl. Lewis (1978), 46.

sprüchlich angelegt. (Das Standardbeispiel für diese Fälle ist wohl Lewis Carrolls Alice im Wunderland.³⁷) Hier muss man wiederum zwischen Fällen von ‚unechter‘ und ‚echter‘ Inkonsistenz unterscheiden. Die erste Art sind Fälle von nur scheinbarer Inkonsistenz, wo wir den Widerspruch dadurch beheben können, dass wir bestimmte Annahmen, die in unserer Welt gelten und die der Dichter selbst teilt, für die Geschichte ablehnen. Phillips führt einen solchen Fall als Beispiel für echte Inkonsistenz an³⁸: In einer Geschichte soll die Schneide einer Waffe scharf und stumpf sein; als der Held die Waffe einmal benutzt, schneidet sie, beim anderen Mal nicht. Zu Unrecht sieht Phillips dies als einen echten Fall von Inkonsistenz an, denn es gilt zwar sowohl, dass die Schneide einmal scharf ist, als auch, dass sie es nicht ist – aber daraus folgt solange kein Widerspruch, wie wir annehmen, dass sich die Schärfe der Schneide von Augenblick zu Augenblick ändern kann; wir müssen also lediglich die Eigenschaft ‚scharf-sein‘ durch ‚scharf-zum-Zeitpunkt-t-sein‘ ersetzen.

Bei ‚echter‘ Inkonsistenz ist eine Behebung des Widerspruchs hingegen so nicht möglich. (Man denke an Carrolls Cheshire-Katze, deren Grinsen bleibt, nachdem sie selbst verschwunden ist.) Hier müssen wir zur Gewinnung der konsistenten Satzmenge wie bei den Fällen verfahren, wo der Widerspruch auf einer Unaufmerksamkeit des Erzähler beruht. Damit schließen wir zwar gegen die Intention des Autors aus, dass in einer Geschichte sowohl ‚p‘ als auch ‚non-p‘ gilt, aber ich halte dies nicht für unangemessen: Die Voraussetzung dafür, dass wir verstehen, was der Autor schreibt, ist, dass wir uns vorstellen können, was wäre, wenn das passieren würde, wovon der Autor erzählt. Und bei Erzählungen, die Widersprüche enthalten, ist dies nicht der Fall: Wir können mit einer Erzählung davon, wie Achill Hektor tötete und ihn nicht tötete, nichts anfangen.

In diesen beiden Schritten – zunächst der Anwendung von Phillips‘ Kriterium und dann der Eliminierung von Widersprüchen – können wir zu einem gegebenen literarischen Werk die relevante Satzmenge MS gewinnen.

d) Wir können uns jetzt der zweiten notwendigen Modifikation des ursprünglichen Vorschlages für die Analyse intrafiktionaler Sätze zuwenden. Diese Modifikation ist deswegen erforderlich, weil auch dann, wenn wir uns auf die Betrachtung der intendierten Modelle von MS beschränken (d. h. unabhängig von der Möglichkeit, isomorphe Modelle zu den intendierten Modellen zu finden), es eine unendlich große Anzahl von Modellen gibt, die die ausgewählte und angereicherte Satzmenge wahr machen, weil die ausgewählte Menge MS in jedem Fall maximalkonsistent erweiterbar ist. Man betrachte z. B. folgenden Satz:

(9) Sherlock Holmes hat Blutgruppe A.³⁹

Aus den Texten Conan Doyles ist nicht zu entnehmen, ob Sherlock Holmes Blutgruppe A hatte oder nicht. Meinong hat daraus gefolgert, dass fiktive Gegenstände unvollständig bestimmte Gegenstände seien, und sie insofern den realen Gegen-

³⁷ Vgl. Künne (1983), 316.

³⁸ Vgl. Phillips (1999), 283.

³⁹ Vgl. Künne (1983), 318.

ständen, die durchgängig bestimmt sind, gegenübergestellt.⁴⁰ Wie können wir diesem Phänomen bei unserer Analyse gerecht werden?

Da nach der oben beschriebenen Anreicherung der Satzmenge MS anzunehmen ist, dass auch der Satz

(S') Jeder Mensch hat Blutgruppe A oder nicht
in MS enthalten ist, folgt auch

(S'') Sherlock Holmes hat Blutgruppe A oder nicht
aus MS.

Und da für alle Modelle M gilt, dass, wenn ein Satz p aus MS folgt und ein Modell alle Sätze von MS wahr macht, dieses Modell auch p wahrmacht, also:

$$(MS \vdash p) \rightarrow \forall M [\forall q (q \in MS \rightarrow M \models q) \rightarrow M \models p]$$

gilt auch:

$$\forall M [\forall p (p \in MS \rightarrow M \models p) \rightarrow M \models S''];$$

und damit:

$\forall M (... \rightarrow M \models \text{Sherlock Holmes hat Blutgruppe A oder Sherlock Holmes hat nicht Blutgruppe A}).$

Ich möchte zur Abkürzung solche Modelle, die alle Sätze der gewählten Satzmenge MS wahr machen, ‚Sherlock-Holmes-Modelle‘ nennen. Dann erhalten wir: In jedem Sherlock-Holmes-Modell gilt: Sherlock Holmes hat Blutgruppe A oder nicht. Aber nicht in jedem Sherlock-Holmes-Modell gilt: Sherlock Holmes hat Blutgruppe A, und auch nicht: Sherlock Holmes hat nicht Blutgruppe A. Beide Sätze sind mit der angereicherten Menge MS konsistent vereinbar, und Entsprechendes gilt bzgl. aller Prädikate, die in den Geschichten Conan Doyles verwendet werden (die also zum in den Sherlock-Holmes-Modellen ausgewerteten Vokabular gehören), die aber Conan Doyle Sherlock Holmes weder ab- noch zuschreibt.

Wir können daher nicht von *einem* intendierten Sherlock-Holmes-Modell sprechen, weil die Satzmenge MS nicht ein Modell eindeutig festlegt; vielmehr gibt es eine Vielzahl solcher Modelle, die alle Sätze aus MS wahrmachen, ohne dass in diesen Modellen allgemein die gleichen Sätze gelten.⁴¹ (Denn in manchen dieser Modelle gilt ‚Sherlock Holmes hat Blutgruppe A‘, in anderen nicht usw.)

Intrafiktionale Aussagen können wir mithilfe der Quantifikation über diese Modelle analysieren. So wird ‚Sherlock Holmes ist ein Detektiv‘ paraphrasiert als:

$$\forall M [\forall p (p \in MS \rightarrow M \models p) \rightarrow M \models \text{Sherlock Holmes ist ein Detektiv}].$$

Die ‚unvollständige Bestimmtheit fiktiver Gegenstände‘ können wir dann in der Weise erklären, dass die ausgewählte Satzmenge aus dem relevanten literarischen Werk nicht ein bestimmtes Modell festlegt; aber anders als bei der Lösung des Meinongianers für das Problem der Unbestimmtheit fiktiver Gegenstände können wir daran festhalten, dass in jedem Modell für jeden Gegenstand x und jedes ausgewertete Prädikat P gilt: $P x \vee \neg P x$.⁴²

⁴⁰ Vgl. Meinong (1972), 178 f.

⁴¹ Es gibt also eine Vielzahl von Sherlock-Holmes-Modellen, die zueinander nicht elementar äquivalent sind.

⁴² Zu einem analogen Ergebnis im Rahmen seiner Mögliche-Welten-Semantik kommt Lewis (1978), 42 f.

Nun können wir auch den wesentlichen Unterschied zwischen dem Gebrauch von Aussagen im fiktionalen Diskurs und dem assertorischen Gebrauch von Behauptungssätzen ausmachen: Bei Behauptungssätzen in der gewöhnlichen Verwendung, den Aussagen ‚über die Wirklichkeit‘, ist von der Intention des Sprechers her nur ein bestimmtes Modell erfasst, und er stellt den Anspruch, dass seine Aussage gerade in diesem Modell wahr sein soll. Dieses ‚präferierte‘ Modell M^* (das ‚Modell der wirklichen Welt‘ oder ‚der Wirklichkeit‘) macht offensichtlich eine innerhalb des verwendeten Vokabulars nicht mehr konsistent erweiterbare Satzmenge wahr. Genau dies ist der Grund für die durchgängige Bestimmtheit ‚realer‘ Entitäten, oder genauer, der Entitäten, die im Objektbereich dieses Modells zu finden sind.

Im Gegensatz zu zutreffenden Tatsachenaussagen sind Aussagen des fiktionalen Diskurses innerhalb des präferierten Modells nicht wahr. Sie unterscheiden sich zudem insofern grundlegend von wissenschaftlichen Aussagen bzgl. des präferierten Modells, die falsch sind, als sie auch *nicht den Anspruch stellen*, dass das Modell, in denen die Sätze wahr gemacht werden, das präferierte Modell ist. (Worin dieser fehlende Anspruch zum Ausdruck kommen kann, sind ‚praktisch paradoxe‘ Schlussätze von Erzählungen: „and nobody lived to tell the tale“). Ebenso verzichtet der Erzähler einer fiktiven Geschichte darauf, sich überhaupt auf *ein für ihn präferiertes* Modell festzulegen, wie wir das notwendig beim Sprechen über die Wirklichkeit tun. Die partielle Unbestimmtheit fiktiver Gegenstände ist daher nichts anderes als eine Unbestimmtheit hinsichtlich des für die Satzmenge zu wählenden Modells; denn innerhalb eines einmal gewählten Modells sind alle Gegenstände durchgängig bestimmt.

Dieser Verzicht des Schriftstellers, sich auf ein für ihn präferiertes Modell festzulegen, erklärt, warum die Sätze bei ihrer Verwendung im fiktionalen Diskurs weder wahr noch falsch sind. Denn offenbar ist die Wahrheit eines weder analytisch wahren noch kontradiktorischen Satzes erst mit Bezug auf ein bestimmtes Modell zu bestimmen. (Dies liegt daran, dass Wahrheit in der Modellsemantik immer darauf zurückführbar ist, dass eine Aussage von einem bestimmten Modell wahr gemacht wird.⁴³) Aber wenn ein Schriftsteller schreibt, nimmt er auf kein solches Modell Bezug, und deshalb fehlt seinen Sätzen die behauptende Kraft. Wir können jedoch, *nachdem* er sein Werk geschrieben hat, im Nachhinein Modelle bestimmen, in denen die von ihm geschriebenen Sätze wahr sind, und das ermöglicht es uns, intra-fiktionale Aussagen zu machen, die ihrerseits wahrheitsfähig sind.

Um diesen Punkt an einem Beispiel von van Inwagen⁴⁴ zu verdeutlichen: Wenn jemand, als Dickens schrieb: „She was a fat old woman, this Mrs. Gamp“, zu ihm gesagt hätte: „No, no, you’ve got her all wrong. She is quite thin“, so wäre diese Äußerung nicht nur unzutreffend, sondern sinnlos gewesen. Nach unserer Analyse wäre sie deshalb sinnlos gewesen, weil sie vorausgesetzt hätte, dass Dickens den Anspruch stellte, seine Aussage sei in einem bestimmten Modell wahr; da er dies

⁴³ Bzw. von einer Belegung in einem Modell erfüllt wird; aber ich wähle hier die kürzere Formulierung, da wir nur fiktionale *Sätze* und keine Formeln mit ungebundenen Variablen behandeln.

⁴⁴ Vgl. Inwagen (2001), 41.

nicht tat, konnte er mit dem Niederschreiben des Satzes „She was a fat old woman ...“ keine Behauptung aufstellen.

Wir haben also die Tatsache, dass der Vortrag des Dichters keine behauptende Kraft hat, damit erklärt, dass er sich nicht auf ein bestimmtes Modell bezieht. Damit ist es uns gelungen, nachdem wir zunächst den Sätzen, die wir aus dem fiktionalen Diskurs entnommen hatten, eine Wahrheitsfähigkeit bzgl. eines Modells zugeschrieben hatten, in einem zweiten Schritt einen entscheidenden Unterschied zwischen fiktionalem Diskurs und assertorisch verwendeten Behauptungssätzen aufzuzeigen. Und damit sollten die obigen Bedenken gegen eine Anwendung der Modellsemantik auf Sätze mit fiktionalen Termen endgültig ausgeräumt sein, denn unsere Analyse ist dem pragmatischen Aspekt der ‚Quasi-Behauptung‘ gerecht geworden.

e) Wir sind jetzt in der Lage, die Konstituierung der Bedeutungsmenge durchzuführen.

Dafür brauchen wir eine Metasprache, die die Ausdrücke der Alltagssprache und die in dem fraglichen Werk verwendeten Ausdrücke umfasst. Im Falle der Conan-Doyle-Geschichten ist dies relativ unproblematisch: Wir müssen das Vokabular der Alltagssprache nur um einige in den Geschichten verwendete Namen erweitern. Weiterhin müssen in der Metasprache die semantischen Bezüge der verwendeten Ausdrücke, die Struktur der Modelle etc. auszudrücken sein. Zuletzt nehmen wir eine Theorie, die die Sätze der modelltheoretischen Semantik enthalte, sowie eine korrekte Beschreibung des präferierten Modells M^* .

Wir können dann in der Metasprache die Elemente der Bedeutungsmenge in zwei Schritten folgendermaßen festlegen:

(aa) Konstituierung einer Eigenschaftsmenge EM (Sherlock Holmes):

Sei P ein Prädikat, dann gilt: $P \in EM$ (Sherlock Holmes) \leftrightarrow in jedem Sherlock-Holmes-Modell M gilt: $M \models P$ (Sherlock Holmes).

(bb) Konstituierung der Bedeutungsmenge BM (Sherlock Holmes):

Sei P ein Prädikat, dann gilt: die Repräsentation von einem x mit $P(x)$ in einem unterstellten Verständnis $\in BM$ (Sherlock Holmes) $\leftrightarrow P \in EM$ (Sherlock Holmes).

Die Konstitution der Bedeutungsmenge hat somit auf der Ebene einer Metatheorie zum präferierten Modell ‚der Wirklichkeit‘ stattgefunden.

Da alle Elemente von BM (Sherlock Holmes), wie wir schon bemerkt haben, ontologisch bzgl. des präferierten Modells unverdächtig sind, können wir auch die Menge dieser Elemente als bzgl. des präferierten Modells unproblematisch akzeptieren.⁴⁵ D. h. ‚ BM (Sherlock Holmes)‘ kann als Konstante und sozusagen als ‚Eigenname‘ einer Menge von Repräsentationen innerhalb des Modells der Wirklichkeit ausgewertet werden, und es gilt:

$$M^* \models \exists x (x = BM \text{ (Sherlock Holmes)}).$$

⁴⁵ Da es hier nicht um die Frage der platonischen Akzeptanz von Mengen geht.

Wir können daher als Zwischenergebnis festhalten, dass die Menge BM (Sherlock Holmes) innerhalb des präferierten Modells der Wirklichkeit auftritt, dort der Ausdruck ‚BM (Sherlock Holmes)‘ aber als Konstante fungiert, da BM (Sherlock Holmes) nicht innerhalb des präferierten Modells der Wirklichkeit, sondern nur in einer Metatheorie konstituiert werden kann.

f) Damit fehlt uns noch ein letzter Schritt: Es muss sichergestellt werden, dass die durch die Interpretationsfunktion im präferierten Modell dem Ausdruck ‚BM (Sherlock Holmes)‘ zugewiesene Bedeutung nicht völlig unabhängig von der Konstituierung der Bedeutungsmenge in der Metatheorie ist. Dies wird dadurch sichergestellt, dass es eine Bedingung für das präferierte Modell ist, dass BM (Sherlock Holmes) die richtigen Elemente umfasst, bzw.: Wir wählen uns das präferierte Modell, von dem wir annehmen, dass es das ‚Modell der Wirklichkeit‘ ist, aus, und einer der Gesichtspunkte unserer Auswahl (neben Eleganz, ontologischer Sparsamkeit usw.) ist eben, dass die Bedeutungsmengen richtig von der Interpretationsfunktion ausgewertet werden, dass also eine Repräsentation nur dann Element dieser Bedeutungsmenge ist, wenn gilt: In allen Sherlock-Holmes-Modellen hat Sherlock Holmes die relevante Eigenschaft.

Damit ist die Bedeutung der Konstanten BM (Sherlock Holmes), obwohl innerhalb des präferierten Modells nicht funktional ausdrückbar, da es die Konstante ‚Sherlock Holmes‘ als Namen für eine Person innerhalb des Modells ja nicht gibt (!), nicht willkürlich, sondern wird über externe Kriterien für die Auswahl des präferierten Modells (und zwar hinsichtlich der richtigen Interpretationsfunktion) festgelegt.⁴⁶

g) Wir können jetzt als Ergebnis unserer Überlegungen die Wahrheitsbedingungen des Satzes

(5) Sherlock Holmes ist ein fiktiver Detektiv, der berühmter ist als jeder wirkliche Detektiv

angeben. Sie lauten:

(5**)

(i) $M^* \models \forall x [x \text{ ist ein lebender oder toter Detektiv} \rightarrow \text{die Merkmale aus BM (Sherlock Holmes) sind insgesamt bekannter als die aus BM (x)}]$

(ii) $M^* \models \forall P \forall x [\text{die Repräsentation von einem } y \text{ mit } P(y) \text{ verbunden mit einem bestimmten Verständnis } \in \text{BM}(x) \leftrightarrow P(x)]$

(iii) $[M^* \models \text{die Repräsentation von einem } x \text{ mit } P(x) \text{ in einem bestimmten Ver-}]$

⁴⁶ Möglicherweise erheben sich Bedenken, man könne doch das Modell ‚der Wirklichkeit‘ ‚nicht einfach so auswählen‘: Darauf ist zu antworten, dass es hier darum geht, dass die *Interpretationsfunktion* des präferierten Modells einem Term den richtigen Gegenstand zuweist, und nicht darum, den Gegenstandsbereich des Modells zu verändern oder die Relationen zwischen anderen Entitäten neu zu bestimmen; dies wäre in der Tat vom Standpunkt eines ‚robust sense of reality‘ bedenklich. Hier geht es – neben der unproblematischen Existenzannahme bzgl. einer Menge BM – um die Wahl einer adäquaten Auswertung des Vokabulars, und es ist nicht ersichtlich, warum diese nicht durch externe Kriterien bestimmt sein soll. (Ansonsten sei zu diesem Punkt auf die Ausführungen Carnaps zur Wahl eines geeigneten ‚frameworks‘ verwiesen; vgl. Carnap [1956].)

ständnis \in BM (Sherlock Holmes)] \leftrightarrow [für alle Sherlock-Holmes-Modelle M : $M \models P$ (Sherlock Holmes)]

(iv) (für alle Sherlock-Holmes-Modelle M : $M \models$ Sherlock Holmes ist Detektiv) und:

(v) $\neg M^* \models$ Sherlock Holmes = Sherlock Holmes.

Auch bei dieser Analyse wird in (iii) deutlich, dass zwar BM (Sherlock Holmes) in der Theorie der Wirklichkeit als Konstante fungiert, ihre Elemente aber über externe Bedingungen funktional festgelegt sind. Ein Vergleich mit dem Verhalten der BM (x) für existierende x zeigt, dass für diese x innerhalb von M^* der Inhalt von BM (x) funktional bestimmt werden kann; eine solche funktionale Bestimmung innerhalb von M^* der Form: $M^* \models \forall P [P \in EM(x) \leftrightarrow P x]$ ist für fiktive Gegenstände offensichtlich unmöglich, da es in M^* keine Namen für die fiktiven Gegenstände gibt.

Für die existenzquantifizierte Form des Satzes, also ‚Es gibt einen Detektiv, der berühmter ist als jeder wirkliche Detektiv‘, erhalten wir:

(6*)

$\exists x [(M^* \models \forall z (z \text{ ist ein lebender oder toter Detektiv} \rightarrow \text{die Merkmale aus } x \text{ sind insgesamt bekannter als die aus } BM(z)) \wedge \forall P \forall y (\text{die Repräsentation von einem } z \text{ mit } P(z) \text{ mit bestimmtem Verständnis } \in BM(y) \leftrightarrow P(y)))]$

$\wedge \exists MS [MS \text{ ist eine Satzmenge}^{47} \wedge \forall i ((M^* \models \text{die Repräsentation von einem } z \text{ mit } P_1(z), P_2(z), \dots, P_i(z) \text{ mit bestimmtem Verständnis } \in x) \leftrightarrow \forall M (\forall P (P \in MS \rightarrow M \models P) \rightarrow M \models \exists z (P_1(z) \wedge P_2(z) \wedge \dots \wedge P_i(z)))))]$

$\wedge M^* \models \text{die Repräsentation von einem Detektiv } \in x \wedge \neg \exists z (Bm(z) = x)]$.

Formuliert man den Ausdruck ‚in allen Sherlock-Holmes-Modellen‘ aus, so sieht man, dass (6*) durch (5**) impliziert wird, so wie auch Satz (5) Satz (6) impliziert; die Paraphrase ist also auch unter dem Gesichtspunkt der Beibehaltung der Implikationsbeziehungen adäquat.

h) Ich möchte die Paraphrase von (5) und (6) gegen zwei mögliche Einwände verteidigen. Der erste Einwand beruht auf folgender Überlegung: Stellen wir uns vor, dass sich z.B. Napoleon, ohne dass dies bekannt geworden ist, als Detektiv betätigt hat. Soll dann Satz (5) trotzdem wahr sein? Wenn wir (5) wörtlich verstehen, werden wir dies verneinen; es spricht aber viel dafür, zu sagen, dass (5), so wie wir diesen Satz normalerweise verstehen, auch in diesem Fall wahr sein soll. Wenn dies zutrifft, dann zeigt dies, dass es ein wichtiger Bestandteil von dem, was mit (5) gesagt wird, ist, dass Sherlock Holmes qua Detektiv berühmter ist als die wirklichen Detektive.

Wenn wir diese Bedenken berücksichtigen, müssen wir (5**) modifizieren; denn

⁴⁷ Man kann es als nötig ansehen, dass die Satzmenge MS einem fiktionalen Kontext entstammt; für die Analyse von (6) ist dies jedenfalls nicht nötig. Aber man könnte trotzdem innerhalb meines Analysevorschlages für MS die zusätzliche Bedingung aufstellen: ‚Die Sätze $p_1 - p_i$ sind genau dann Elemente von MS, wenn $M^* \models$ es gibt einen fiktionalen Diskurs, so dass der Inhalt dieses fiktionalen Diskurses $p_1 - p_i$ ist:‘

in dem vorgestellten Fall wäre Napoleon ein wirklicher Detektiv und zugleich berühmter als Sherlock Holmes; (5**) wäre also falsch, während (5) wahr ist. Diese Schwierigkeiten kann man jedoch leicht beheben, wenn man in (5**) (i) ersetzt durch:

(i') $M^* \models \forall x (x \text{ ist ein lebender oder toter Detektiv} \rightarrow \text{die Zahl der Leute, für die die Repräsentation von einem Detektiv ein Element von BM (S.H.) ist, ist größer als die Zahl der Leute, für die sie ein Element von BM (x) ist})$.⁴⁸

Ein zweiter Einwand könnte sich daraus ergeben, dass ich bisher aus Gründen der Einfachheit der Darstellung noch nicht darauf eingegangen bin, dass BM (Sherlock Holmes) auch Merkmale enthält, die in der Beziehung zwischen Sherlock Holmes und Conan Doyle begründet sind. Ich will kurz skizzieren, wie sich BM in der erforderlichen Weise erweitern lässt. Die in BM enthaltenen Repräsentationen spielen eine bestimmte Rolle für unser Verstehen von Aussagen und unsere Kommunikation. Conan Doyle ist dabei derjenige, der die Repräsentationen in unsere sprachliche Praxis eingeführt hat, so dass sie diese Rolle spielen können. Allein mithilfe der Elemente von BM lässt sich daher eindeutig festlegen, wer der Erfinder von Holmes ist. Daher können wir BM, so wie wir es bis jetzt konstituiert haben, einfach um die Repräsentation von einer Erfindung von der Person, die die Elemente von BM in unsere sprachliche Praxis eingeführt hat, erweitern, und erhalten so das gewünschte Resultat.

i) Welche ontologischen Verpflichtungen sind wir bei unserer Analyse von ‚Sherlock Holmes ist berühmter als jeder wirkliche Detektiv‘ eingegangen?

Zunächst haben wir innerhalb der Theorie der Wirklichkeit offensichtlich alle Verpflichtungen vermieden, die über die Annahme der Existenz von Repräsentationen und Mengen hinausgehen.

Allerdings mag man der Auffassung sein, dass wir in der Metatheorie in zu großem Umfang auf das ontologische Arsenal der Geschichten Conan Doyles zurückgegriffen haben. Dem ist aber nicht so. Denn bei der Konstituierung von EM haben wir nur auf Prädikate zurückgegriffen, und Sherlock Holmes selbst hat den Skopus der Sherlock-Holmes-Modelle nicht verlassen; weder bei (5**) noch (6*) taucht er in Aussagen auf, die im Modell der Wirklichkeit wahr sein sollen – und dies ist dafür entscheidend, dass wir bzgl. dieses Modells keine ontologischen Verpflichtungen eingegangen sind.

Das Sprechen in der Metatheorie über die Sherlock-Holmes-Modelle ist seinerseits ontologisch unproblematisch. Das Sprechen von Modellen, in denen der Satz ‚Sherlock Holmes existiert‘ wahr ist, legt uns nämlich nicht auf die Existenz einer fiktiven Figur Sherlock Holmes fest. Denn ein Modell kann diesen Satz wahr machen, auch wenn es diese fiktive Figur nicht gibt. Erforderlich ist dafür nur, dass in diesem Modell dem Ausdruck ‚Sherlock Holmes‘ überhaupt irgendein Gegenstand

⁴⁸ Dass für mich eine Repräsentation ein Element von BM (x) ist, heißt, dass ich diese Repräsentation mit den anderen mir bekannten Repräsentationen dieser Menge assoziiere; dass ich also, wenn ich z.B. mit dem Namen ‚Sherlock Holmes‘ konfrontiert werde, eine Disposition habe, mir auch einen Detektiv vorzustellen.

zugewiesen wird. Und dieser Gegenstand kann auch der Ausdruck ‚Sherlock Holmes‘ selbst sein, wie das z. B. im Termmodell der Fall ist.⁴⁹

V.

Lassen wir zum Abschluss noch einmal die wesentlichen Schritte unserer Analyse Revue passieren. Wir gingen von Gabriels unzulänglichem Paraphrasevorschlag für (5) aus und führten die Bedeutungsmenge für reale und fiktive Figuren ein. Diese Menge gewannen wir dadurch, dass wir eine einem fiktionalen Werk entnommene konsistente Satzmenge mithilfe der modelltheoretischen Semantik auswerteten und dabei auf eine Menge von Modellen stießen, die die Sätze dieser Menge wahr machten. Dies ermöglichte uns, wesentliche Merkmale der fiktionalen Rede zu erklären, insbesondere, warum der Dichter seine Verse nicht mit behauptender Kraft ausspricht. Mithilfe der Bedeutungsmenge konnten wir die mit besonderen Schwierigkeiten verbundenen gemischten Sätze paraphrasieren, ohne dafür bzgl. des präferierten Modells problematische ontologische Annahmen machen zu müssen.

Damit hat die Analyse mithilfe der Anwendung der modelltheoretischen Semantik die an sie gestellten Anforderungen erfüllt. Sie hat dabei einen einheitlichen Existenzbegriff beibehalten; dies war möglich, da erkannt wurde, dass Existenzaussagen nur relativ zu bestimmten Modellen auswertbar sind. Darin liegt der entscheidende Unterschied zwischen diesem Analysevorschlag und einem Vorschlag, der auf die substitutionelle Semantik zurückgreift: Während dieser einen einheitlichen Existenzbegriff aufgibt, aber nicht nach unterschiedlichen Modellen differenziert, haben wir es hier gerade umgekehrt gemacht. Und da es mir einleuchtend erscheint, dass wir in der Lage sind, mit unterschiedlichen Modellen umzugehen, während die Aufgabe eines einheitlichen Existenzbegriffs große Probleme nach sich zieht, ist die hier vorgeschlagene Analyse in meinen Augen jenen Analysevorschlägen vorzuziehen.

LITERATURVERZEICHNIS

Bertolet, R. (1984), „Reference, Fiction, and Fictions“, in: *Synthese* 60, 413–437.

Carnap, R. (1956), „Empiricism, Semantics and Ontology“, in: ders., *Meaning and Necessity*, Chicago, 205–222.

Frege, G. (1974), „Über Sinn und Bedeutung“, in: ders., *Funktion, Begriff und Bedeutung*, hg. v. G. Patzig, Göttingen, 40–65.

Gabriel, G. (1991), *Zwischen Logik und Literatur*, Stuttgart.

Inwagen, P. van (2001), *Ontology, Identity and Modality. Essays in Metaphysics*, Cambridge.

Künne, W. (1983), *Abstrakte Gegenstände: Semantik und Ontologie*, Frankfurt/M.

⁴⁹ Daher sind Modelle keine Parallelwelten im Sinne von Lewis; die Berechtigung zu ihrer Verwendung ergibt sich allein aus syntaktischen Eigenschaften der zu behandelnden Satzmenge; die metaphysischen Annahmen, die ihre Verwendung erforderlich macht, betreffen die Existenz von Mengen, nicht von möglichen Objekten.

- (1995), „Fiktion ohne fiktive Gegenstände, Prolegomenon zu einer Fregeanischen Theorie der Fiktion“, in: J. L. Brandl / A. Hieke / P. M. Simons (Hgg.), *Metaphysik. Neue Zugänge zu alten Fragen*, St. Augustin, 141–161.
- Lewis, D. (1978), „Truth in Fiction“, in: *American Philosophical Quarterly* 15, 37–46.
- Meinong, A. (1972), „Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit“, in: R. Haller / R. Kindinger / R. Chisholm (Hgg.), *A. Meinong, Gesamtausgabe*, Bd. VI, Graz.
- Parsons, T. (1979), „Referring to Nonexistent Objects“, in: *Theory and Decision* 11, 95–110.
- (1980), *Nonexistent Objects*, New Haven-London.
- (1982), „Fregean theories of fictional objects“, in: *Topoi* 1, 81–87.
- Phillips, J. F. (1999), „Truth and Inference in Fiction“, in: *Philosophical Studies* 94, 273–293.
- Quine, W. V. O. (1961), „On what there is“, in: ders., *From a Logical Point of View*, Cambridge/Mass.
- Williams, C. J. F. (1981), *What is Existence?*, Oxford.

ABSTRACT

Wie können Sätze, die fiktionale Terme enthalten, wahr sein? Es gibt zwei konkurrierende Standardantworten auf diese Frage: Die eine nimmt fiktive Entitäten an; die andere geht davon aus, dass diese Sätze, falls sie wahr sind, so paraphrasiert werden können, dass jede Bezugnahme auf nichtexistierende Gegenstände entfällt. In diesem Aufsatz wird auf der Basis der modelltheoretischen Semantik ein neuer Vorschlag gemacht, wie Sätze mit fiktionalen Termen paraphrasiert werden können. Die vorgeschlagene Methode ermöglicht es insbesondere, Sätze, die anscheinend von Eigenschaften handeln, die fiktive Gegenstände tatsächlich haben (wie Berühmtheit), mithilfe von Bedeutungsmengen zu analysieren; deren Inhalt hängt davon ab, was über die Gegenstände in den fiktionalen Geschichten ausgesagt wird, in denen sie ihren Ursprung haben.

How can sentences containing fictional terms be true? There are two standard, diverging answers to this question: the one assumes that there are fictive objects, while the other holds that all apparent reference to nonexistents in these sentences – if they are true – can be paraphrased away. In this paper I propose a new method to paraphrase sentences containing fictional terms, using model-theoretical semantics. Especially, this method enables us to analyse sentences that are apparently about the real properties of fictive objects (like being famous) with the help of sets of criteria that are determined by what is said about the fictive objects in their respective story of origin.